Der Stein über der Tür

Misha Elli



Der Stein über der Tür

Misha Elli · Erzählung

Mitten im Dorf, am alten Brunnen, steht der steinerne Trog, dort, wo er immer stand. Früher tränkte man Pferde daraus, heute blühen Geranien darin. Ich lege die Hand auf den Stein, kalt und rau, und in mir sind zugleich das kleine Mädchen von damals und das ganze übrige Leben, so wie es einem geht, wenn man eine alte Postkarte in der Hand hält und sich plötzlich selbst darauf erkennt.

Das Rathaus ist dasselbe geblieben: das Zwiebeltürmchen, die Aufschrift über den Fenstern, dahinter die Weinbergterrassen. Alles andere ist um einen halben Schritt verrückt, wie Möbel, nachdem fremde Hände geputzt haben. Die Häuser stehen an ihrem Platz, aber hinter den Fenstern hängen andere Gardinen.

Ich gehe durch unsere Straße. Hier nennt sie niemand so, aber ich nenne sie so. Zwei Häuser erkenne ich sofort: dicke Mauern, Fenster nach allen Seiten, riesig, viel zu groß für das hiesige Wetter. Mein Vater sagte, die Leute, die sie gebaut hatten, hätten die Sonne einfangen und in der Tasche mit nach Hause tragen wollen. Damals hielt ich das für einen Scherz. Jetzt sehe ich, dass die Fenster sie tatsächlich einfangen: Gerade jetzt, um neun Uhr morgens, sind sie voller Sonne.

Vor dem ehemaligen Haus des Metzgers bleibe ich stehen, weil aus dem Fenster geschrien wird. Erst eine Frau, dann ein Mann, kurz und hart, in einer Sprache, die ich nicht kenne. Ich schlage den Kragen hoch und gehe schneller, doch dann bemerke ich am Türpfosten ein helles Rechteck, die Spur einer Mesusa, die längst abgenommen wurde; die Stelle hat man nie überstrichen. Ich bleibe wieder stehen. Hinter dem Fenster hört das Geschrei nicht auf. Dort lebt jemand, streitet, setzt Teewasser auf. Ich stehe vor einer fremden Tür mit meiner alten Kränkung und begreife, dass es niemanden gibt, dem ich sie vorhalten könnte.

Die Synagoge, gelb und frisch gestrichen, sieht wieder so aus wie einst. Über der Tür ein Stein mit dem Davidstern, und an den Rändern hebräische Zeilen, die ich nicht mehr entziffern kann. Meine Mutter sagte, man habe die Hochzeiten an der Synagoge gefeiert, unter freiem Himmel, und am Ende habe der Bräutigam ein Glas an der Wand unter diesem Stein zerschlagen. Das geschah zur Erinnerung an den zerstörten Tempel in Jerusalem: Selbst am glücklichsten Tag soll man an das Leid denken, und keine Freude ist ganz vollkommen. Die Worte auf dem Stein stammen vom Propheten Jeremia: die Stimme des Bräutigams und die Stimme der Braut. Bei ihm erklingen sie zweimal: erst als Urteil, dass sie verstummen werden, dann als Verheißung, dass sie wieder erklingen. Wie man sie lesen soll, weiß ich nicht. Neben der Tür hängt ein Schild: Das Gebäude gehört einem örtlichen Verein, der es erhalten hat, und um zehn treffen sich hier die Jugendlichen der evangelischen Gemeinde zur Vorbereitung auf die Konfirmation. Hinter mir lachen Kinder, und ich gehe hinein.

Drinnen ist es hell, die Schritte hallen, und vom Steinboden steigt die Kälte sogar durch die Sohlen. Ich erkenne diesen Ort nicht am Geruch, sondern am Klang der

Schritte. Früher wurde in diesem Saal gebetet, dann, als es die Gemeinde nicht mehr gab, richtete man darin eine Werkstatt ein. Jetzt stehen hier Stuhlreihen, und die Jugendlichen setzen sich, wie es gerade kommt, ohne einen Blick auf die Wände.

Rechts führt eine Treppe zur Frauenempore. Die Männer beteten unten im Saal, die Frauen saßen oben hinter einem Gitter. Ich saß dort neben meiner Mutter, drückte die Stirn an die Stäbe und schaute hinunter zu meinem Vater. Meine Mutter sagte oft, die Herkunft werde über die Mutter weitergegeben, und es kam ihr immer seltsam vor, dass man der Frau trotzdem den Platz abseits zuwies. Ich gehe nicht hinauf.

Um elf trete ich hinaus, als die Kinder zum zweiten Mal zu singen beginnen. Ihre Lieder kenne ich nicht, aber der Saal klingt wie damals. Ich gehe die Straße weiter bis zur Biegung.

Unser Haus steht an der Biegung, und das Fenster meines Zimmers ist das dritte von rechts, unter dem Dach. Ich weiß das, ohne zu zählen, wie man im Dunkeln die eigene Hand kennt. Die Gardine ist eine andere, grau gestreift, wie jener Stoff auf den alten Fotos, den man lieber nicht wiedererkennen möchte. Wir hatten eine mit kleinen blauen Blümchen, meine Mutter hat sie selbst genäht. Ich stelle mich so hin, dass der Baum das Fenster nicht verdeckt, und hebe den Kopf.

Von dort, aus dem Fenster, sieht man den Turm. Nicht den ganzen, nur den oberen Teil, über den Tannen, hell vor dem Himmel. Jeden Morgen wachte ich auf, und er war schon da, früher als ich, früher als die Eltern, früher als alles. Ich dachte, er stehe absichtlich dort: damit ich wisse, dass der Tag begonnen hat.

Die Gardine bewegt sich. Im Fenster erscheint ein kleiner Junge, drückt die Nase gegen die Scheibe und schaut nach oben, in dieselbe Richtung. Nicht auf mich, an mir vorbei, auf den Turm. Ich winke ihm nicht zu. Ich stehe da und warte, dass er dasselbe sieht, was ich gesehen habe. Dann dreht er sich um, ruft etwas in die Tiefe des Zimmers, und die Gardine fällt zurück.

Ich weine nicht und bin auf niemanden böse. Ich denke nur, dass der Morgen in diesem Haus wohl so beginnt, wie er damals begann. Und das ist beinahe gerecht.

Der Neckar ist nicht weit vom Haus, aber ich brauche lange dorthin. Jungen Leuten reichen fünf Minuten, ich gehe langsam, wie alle in meinem Alter. An der Anlegestelle steht eine Bank, neu, aber genau dort, wo früher die alte stand. Hinsetzen ist schwer, und aufstehen wird noch schwerer, aber darüber denke ich später nach.

Der Lastkahn zieht so langsam den Fluss entlang, dass er stillzustehen scheint. Über mir, auf dem Berg, der Turm der Burg Ehrenberg, wie auf der Postkarte: hell, leicht, über den dunklen Tannen. Ich erinnere mich an die Laubhütte im Hof, die wir zum Laubhüttenfest aus Zweigen bauten, und an den Nachbarsjungen, der bei uns am Tisch saß und mit uns aß, und an den Herbst, in dem er nicht mehr kam. Ich fragte nicht, warum. Ich war klein und liebte das alles so, wie man nur liebt, was einem ewig scheint. Heute weiß ich, dass ich richtig liebte, nur dass ich nicht mehr dazu kam, Abschied zu nehmen.

Das Wasser im Neckar ist dunkel und langsam. In New York habe ich im ersten Jahr Geschirr gespült: ein Restaurant in Washington Heights, in der Küche drei Sprachen, und in keiner konnte ich um das Einfachste bitten. Dampf, schwarze Gummihandschuhe, Teller mit den Resten fremder Mittagessen. Zu Hause hatten wir auch abgewaschen, aber danach gab es einen Tisch, und hier gab es nur den nächsten Teller. Meine Hände sprangen auf. Nachts schloss ich die Augen und sah den Turm genau über dem Spülbecken, dort, wo das Fenster hätte sein sollen.

Dann kam das Englisch, dann Arbeit, dann ein Leben, dem man nichts vorwerfen kann. Aber jedes Mal, wenn das Wasser meine Hände berührte, wusste ich: Irgendwo gibt es einen Morgen, an dem ich aufwache, bevor mir jemand erklärt, was hier fremd ist.

Der Bus fährt um zwei. Bis dahin ist noch eine Stunde, und ich stehe früher auf als nötig, um nicht im letzten Augenblick gehen zu müssen.

Der Weg zum Platz führt an der Synagoge vorbei. Die Tür ist schon zu, drinnen ist es still. Aber ich höre noch, wie hier am Morgen die Kinder gesungen haben, laut und nicht ganz im Takt. Ich bleibe unter dem Stein stehen und hebe den Kopf. Die Stimme des Bräutigams, die Stimme der Braut. Vielleicht muss man sie so lesen: Die Stimmen sind wieder da, auch wenn es nicht dieselben sind.

Ich kehre zum Brunnentrog zurück und lege die Hand darauf, wie am Morgen, und nehme sie gleich wieder weg. Das ist alles, was ich hier lassen kann. Ich sage, was man bei uns sagte, wenn man nur kurz fortging: „Bis bald." Ich weiß nicht, zu wem: zum Dorf, zum Turm oder zu dem Mädchen, das ich hier einmal war.

Die Zeilen kamen von selbst, wie die Müdigkeit kommt, schon im Bus. Hier sind sie.

Im Morgenfenster Ehrenberg, der Turm,
er ruft das Kind mit seinem Stein herbei.
Doch er verstieß uns einst. Es kam der Sturm
und spülte meine Kindheit fort, vorbei.

Das Schiff. New York. Die Fremde. Fern das Haus.
Der Garten fort, das Lachen ist nicht mehr.
Doch eine Zeile wuchs wie ein Keim hinaus:
In Heinsheim steht ein Mädchen. Wiederkehr.

Eine Erzählung. Personen und Handlung sind frei erfunden.